

ERNESTO CHE GUEVARA

**THE MOTORCYCLE
DIARIES**

**Das Tagebuch der
Lateinamerika-Reise 1951–52**

Aus dem Spanischen von Klaus Laabs

Kiepenheuer & Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der
Verlag Kiepenheuer & Witsch zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren
Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören
zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns
für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2021

Titel der Originalausgabe Notas de Viaje
Lizenzausgabe von Ocean Press, Australien

© 2003 Ocean Press

© 2003 Che Guevara Studies Center

© 2003 Ernesto Che Guevara und Aleida March
All rights reserved

Aus dem Spanischen von Klaus Laabs

© 1994, 2004, 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Vorwort Aleida March übersetzt von Joachim Hartstein;

Vorwort Walter Salles übersetzt von Lennart Zipf.
Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung Barbara Thoben, Köln,
nach dem Originalumschlag von Seven Stories Press

Covernmotiv © Michael Salu

alle Fotos: © Che Guevara Studies Center, Havanna
Gesetzt aus der Stempel Garamond (Berthold)

und der Cocogoose Compressed

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-00074-0

Aleida Guevara March

Vorwort (2003)

Als ich diese Aufzeichnungen zum ersten Mal las, waren sie weder in Buchform erschienen, noch wußte ich, wer sie geschrieben hatte. Ich war sehr jung und identifizierte mich sogleich mit der Person, die mit so großer Spontaneität und Natürlichkeit von ihren Abenteuern berichtete. Beim Weiterlesen wurde mir jedoch bald klar, wer der Verfasser war, und ich war sehr glücklich, seine Tochter zu sein.

Ich will nichts von dem vorwegnehmen, was Sie bei der Lektüre selbst entdecken sollen. Und wenn Sie den Text gelesen haben, werden Sie bestimmt einige der Passagen wiederlesen und ein zweites Mal genießen wollen, sei es wegen der Schönheit, die sie beschreiben, sei es wegen der intensiven Gefühle, die sie ausdrücken.

Es gab Momente, in denen ich Granado buchstäblich von seinem Platz auf dem Motorrad verdrängte und, eng an Papis Rücken geschmiegt, über Berge und an Seen entlang fuhr. Ich muß gestehen, daß ich meinen Vater bei so manchen Gelegenheiten allein ließ, vor allem dann, wenn er auf eine für ihn typische, so plastische Art von Dingen schreibt, die ich niemals erzählen würde. Damit stellt er wieder einmal unter Beweis, was für ein aufrichtiger und wenig konventioneller Mensch er war.

Wenn ich ehrlich sein soll, muß ich sagen, daß ich mich beim Lesen in den Jungen, der mein Vater war, verliebt habe. Ich weiß nicht, ob Sie meine Empfindungen teilen werden; jedenfalls habe ich den jungen Ernesto mit jeder Zeile besser kennengelernt, den, der Argentinien voller Abenteuerlust und verrückter Träume verläßt und der, während er die Realität unseres Kontinents entdeckt, als Mensch heranreift und sich zu einem sozialen Wesen entwickelt.

Nach und nach sehen wir, wie sich seine Träume und Ziele ver-

ändern. Ernesto nimmt den Schmerz und die Sorgen anderer Menschen wahr und läßt es zu, daß all das Eingang in ihn findet und sich in ihm festsetzt.

Der Junge, dessen Dummheiten und Verrücktheiten wir anfangs belächeln, sensibilisiert uns durch seinen Bericht für die komplexe Welt der Ureinwohner Lateinamerikas, für die Armut, in der sie leben, für die Ausbeutung, deren Opfer sie sind. Trotz all dem verläßt ihn nie der Humor, sein ständiger Begleiter, der sich jedoch verändert, subtler wird, feiner.

Mein Vater, »ese, el que fue« (»der, der er war«), zeigt uns jenes Lateinamerika, das nur wenige von uns kennen, beschreibt die Landschaften mit Worten, durch die ein farbiges Bild entsteht, das unsere Sinne anspricht. Am Ende sehen wir die Dinge so, wie seine Netzhaut sie aufgezeichnet hat.

Seine Prosa ist erfrischend. Er wählt Wörter, die uns nie vernommene Laute hören lassen; es gelingt ihm, uns die Welt nahe zu bringen, die den Romantiker mit ihrer Schönheit und Rauheit ergreift und seinen revolutionären Impetus verstärkt, ohne daß er seine Zärtlichkeit verliert. Er wird sich bewußt, daß die einfachen Menschen in erster Linie nicht seiner medizinischen Kenntnisse bedürfen, sondern vor allem seiner Kraft und seiner Ausdauer auf dem Weg zu einem gesellschaftlichen Wandel, der es ihnen erlauben wird, jene Würde wiederzuerlangen, die ihnen durch die Jahrhunderte hindurch geraubt und beschmutzt wurde.

Dieser abenteuerlustige Junge mit seiner Wißbegierde und seiner großen Fähigkeit zu lieben zeigt uns, wie die richtig gedeutete Realität einen Menschen so tief durchdringen kann, daß er seine Art zu denken radikal verändert.

Lesen Sie diese Aufzeichnungen, die mit so viel Liebe, Unbefangenheit und Aufrichtigkeit geschrieben wurden und die mich meinem Vater so nahe gebracht haben wie nie. Ich wünsche Ihnen, daß Sie diese Reise mit ihm zusammen unternehmen können, und hoffe, Sie werden sie genießen.

Sollten Sie irgendwann einmal die Gelegenheit bekommen, seine Route nachzufahren, dann werden Sie betrübt feststellen, daß vieles so geblieben ist wie früher oder noch schlimmer geworden ist. Und das ist eine Herausforderung für all diejenigen, die wir – wie dieser Junge, der Jahre später »Che« genannt werden sollte – für eine Realität sensibilisiert wurden, die die Ärmsten und Entrechten zu erdulden haben, eine Herausforderung für all diejenigen, die wir uns verpflichtet haben mitzuhelpen, eine sehr viel gerechtere Welt zu schaffen.

Ich lasse Sie nun mit dem Mann alleine, den ich durch diese Aufzeichnungen kennengelernt habe und den ich von ganzem Herzen liebe, wegen seiner Kraft und seiner Zärtlichkeit, die er Zeit seines Lebens bewiesen hat.

Viel Vergnügen beim Lesen!
Hasta siempre!

Aleida Guevara March
Juli 2003

Ernesto Guevara Lynch

Die Reise von Ernesto und Granado

Ein enger Freund Ernestos, Alberto Granado, Doktor der Biologie und Bruder von Tomás und Gregorio, die seine Mitschüler in der Volksschule gewesen waren, beschloß, ihn auf einer Reise durch Amerika zu begleiten. Das war im Jahre 1951.

Ernesto hatte zu dieser Zeit gerade ein sympathisches Mädchen aus Córdoba kennengelernt. So wie meine Familie war auch ich davon überzeugt, daß er sie heiraten würde.

Eines schönen Tages sagte Ernesto zu mir:

– Vater, ich fahre nach Venezuela.

Wie groß war meine Überraschung, als er auf meine Frage: »Für wie lange denn?« antwortete: »Ein Jahr.«

– Ja, und deine Verlobte? – fragte ich weiter.

– Wenn sie mich liebt, muß sie auf mich warten – war die Antwort.

Ich hatte mich an derartige Aufbrüche meines Sohnes schon gewöhnt.

Ich wußte, daß er das Mädchen sehr mochte, und hatte gehofft, diese Zuneigung würde sein Fernweh dämpfen. Ich wurde nachdenklich. Ich verstand Ernesto nicht. Manches an ihm blieb mir unzugänglich. Erst mit der Zeit begriff ich ihn. Ich wußte nicht, daß sein unstillbares Fernweh seiner Wißbegierde gehorchte.

Es war ihm wichtig, gründlich die Bedürfnisse der Armen kennenzulernen, und er wußte, daß er dazu viele Wege und Straßen zurücklegen mußte, aber nicht als einfacher Tourist, sondern auf seine Weise. Wenn er unterwegs halmachte, tat er das nicht, um Sehenswürdigkeiten oder schöne Landschaften zu fotografieren, sondern um das menschliche Elend in sich aufzunehmen, das ihm auf Schritt und Tritt begegnete, und die Ursachen dieses Elends zu erforschen. Seine Reisen sollten die

eines Sozialforschers werden, der sich vor Ort ein Bild machen, aber auch nach Möglichkeit menschliches Leid lindern wollte.

Nur so, mit diesem Interesse und solcher Entschlossenheit, das Herz gepanzert gegen jede Art von Bitterkeit und mit einer unentwegten Opferbereitschaft, kann man dieses schutzlose Menschengeschlecht, das unglücklicherweise den größten Teil des Erdballs bevölkert, ganz ergründen.

Beim Nachdenken über seine ständigen Reisen, Jahre später, kam ich zu dem Schluß, daß sie ihm die Gewißheit gegeben hatten, worin seine Bestimmung lag.

Als Ernesto schon auf dem Weg nach Venezuela war und ich einmal im Hause einer Schwester von mir mit dem Pater Cuchetti zu Mittag aß, einem mit ihr befreundeten Geistlichen, der in unserem Land sehr bekannt war für seine liberalen Ansichten, erzählte ich von dem Teil der Reise Ernestos und Granados durch den Amazonasurwald und ihrem Aufenthalt im Leprosorium San Pablo an den Ufern des wasserreichen Amazonas.

Er verfolgte meinen Bericht sehr aufmerksam und sagte dann, nachdem er meine Schilderungen des grauenvollen Lebens, das die Leprakranken führen, gehört hatte:

– Mein Freund, ich bin bereit, für meine Mitbrüder jedwedes Opfer zu bringen, doch ich versichere Ihnen: Mit Leprakranken unter diesen Bedingungen morgens, mittags und abends zusammenzuleben, in diesem tropischen Klima und noch dazu unter den schlechten hygienischen Verhältnissen, dazu wäre ich nicht fähig, ich ertrüge es nicht. Ich fühle mich beschämmt angesichts der Menschenliebe und Charakterfestigkeit Ihres Sohnes und seines Begleiters, denn dafür braucht man nicht nur Mut; man muß Nerven aus Stahl und zugleich ein unermesslich verständnisvolles, von größter Barmherzigkeit erfülltes Herz haben. Ihr Sohn wird es sehr weit bringen.

Ehrlich gesagt hatte ich mich so daran gewöhnt, Ernesto bei

seinen Reisen in Gedanken zu begleiten, daß ich mich nicht damit aufgehalten hatte, die Motive dieser Unruhe, die ihn bewegten, genauer zu analysieren; und vor allem ließ ich mich von der Selbstverständlichkeit täuschen, mit der er von seinen Streifzügen durch die Welt sprach, als wären sie eine Spielerei, die jeder fertigbringt. Es lag ihm fern, sich in Szene zu setzen; vielleicht, um unsere Familie nicht zu beunruhigen, gab er sich, wenn er von seinen Reisen erzählte, den Anschein, als wäre er von bloßer Neugier getrieben.

Erst später begriffen wir durch seine Briefe, daß er einer wahren Berufung gehorchte, die er zeitlebens nicht aufgab. Wenn er erzählte, stets unterhaltsam und interessant, verstand er es, etwas Spitzbübisches, Spaßiges in seine Stimme hineinzulegen, womit er den Zuhörer verwirrte und ihn im unklaren ließ, ob er sich über ihn lustig machte oder ob er im Ernst sprach.

Ich weiß noch, wie er uns eines Tages aus Peru einen Brief schrieb, in dem er uns seine Reise weiter nach Norden ankündigte und wo es in etwa hieß:

»Wenn Ihr innerhalb eines Jahres keine Nachricht von uns habt, sucht unsere Schrumpfköpfe in irgendeinem Yankeemuseum, wir reisen nämlich durch das Stammesgebiet der Jíbaros, die erfahrene Kopfjäger sind.«

Wir wußten, wer die Jíbaros waren, und wir wußten auch, daß sie seit Jahrhunderten aus den Köpfen ihrer Feinde Schrumpfköpfe machten. So sah die Sache schon anders aus, denn es war nicht nur ein Witz, es steckte auch eine gehörige Portion Wahrheit darin.

Ich litt jedesmal im stillen, wenn es ihm in den Sinn kam, auf Entdeckungsreise zu gehen. Als er mir von seiner geplanten Reise mit Granado erzählte, nahm ich ihn beiseite und sagte zu ihm: »Du läßt dich auf ein sehr schwieriges Abenteuer ein, und wie könnte ich dir abraten, wo ich doch selbst so lange davon träumte? Aber eines sage ich dir, wenn du dich in diesen Urwäldern verirrst und ich nicht in einer angemessenen Zeit

Nachricht von dir bekomme, werde ich deinen Spuren folgen und dich suchen, und ich werde nicht eher zurückkommen, als ich dich gefunden habe.« Er wußte, daß ich dazu fähig war, und ich hoffte, das würde seinen Wagemut vielleicht etwas zügeln. Ich bat ihn, mir Zeichen am Wege zu hinterlassen und uns über seine Route auf dem laufenden zu halten. Er tat es durch seine Briefe, und durch sie waren wir auch im Bilde über die tatsächliche Route, die unser Sohn eingeschlagen hatte. In seinen Briefen analysierte er die ökonomische, politische und soziale Situation aller Länder, die er durchquerte, und in ihnen legte er auch seine Überlegungen dar, die uns immer stärker seine Tendenz zum Kommunismus erkennen ließen.

Das war bei Ernesto kein bloßer Zeitvertreib, und so verstanden wir es auch. Die Größe seiner Unternehmung wurde uns immer mehr bewußt. Er besaß die notwendigen Voraussetzungen, um, was er plante, in die Tat umzusetzen; doch um im Leben zu triumphieren, genügen nicht allein die Voraussetzungen – die Verwirklichung der Träume, Pläne und Hoffnungen ist der schwierigste Teil. In Ernesto vereinigte sich der Glaube an seinen Siegeswillen mit einer außerordentlichen Beharrlichkeit, um das angestrebte Ziel zu erreichen. Nimmt man dazu noch seine oft genug unter Beweis gestellte Intelligenz, so versteht man, wie er in der kurzen Zeit derart viel erreichen konnte.

Nun brach er zusammen mit Alberto Granado auf, um den Spuren vieler legendärer Entdecker Amerikas zu folgen. Wie sie ließen die beiden Komfort, Freundinnen und Familie zurück und brachen auf zu neuen Horizonten. Granado wohl mit dem Ziel, neue Welten kennenzulernen. Ernesto im selben Drang, verbunden mit der mystischen Gewißheit seiner Bestimmung. Nun folgten Ernesto und sein Begleiter den Spuren der Konquistadoren, nur daß sie im Unterschied zu jenen sich nicht von Eroberungslust leiten ließen, sondern unterwegs waren zu einem anderen Ziel.

Ernesto Che Guevara

LATINOAMERICANA

Damit wir uns verstehen

Dies ist kein Bericht von beeindruckenden Ruhmestaten, es ist auch nicht lediglich ein »etwas zynischer Bericht«; zumindest will er es nicht sein. Es ist ein Stück aus zwei Leben, eine Momentaufnahme von einer bestimmten gemeinsamen Wegstrecke gleicher Hoffnungen und verwandter Träume. Ein Mensch kann in neun Monaten seines Lebens an viele Dinge denken, die von der versteigerten philosophischen Spekulation bis zum schlichten Verlangen nach einem Teller Suppe reichen, in direkter Wechselwirkung zu der Leere seines Magens; und wenn er zugleich ein bißchen Abenteurer ist, kann er in diesem Zeitraum Augenblicke erleben, die vielleicht auch andere Menschen interessieren und bei deren unterschiedlichen Schilderung so etwas wie diese Notizen entstehen können.

So wurde die Münze geworfen und hat sich viele Male gedreht; einmal kam sie auf »Kopf«, ein anderes Mal auf »Zahl« zu liegen. Der Mensch, Maß aller Dinge, spricht hier durch meinen Mund und erzählt mit meinen Worten, was meine Augen gesehen haben; vielleicht habe ich auf zehn mögliche »Köpfe« nur einmal »Zahl« gesehen, oder umgekehrt, vermutlich ist es so, und daran ist nichts zu ändern; mein Mund erzählt, was meine Augen ihm berichteten. Unser Blick war nie umfassend, immer flüchtig und nicht immer angemessen informiert, und die Urteile sind zu endgültig? Mag sein, aber dies ist die Interpretation, die eine Klaviatur der Gesamtheit der Impulse gibt, die dazu führten, die Tasten zu drücken, und diese flüchtigen Impulse sind tot. Es gibt niemanden, der der Bürde eines Gesetzes unterliegt. Die Person, die diese Notizen schrieb, starb, als sie ihren Fuß wieder auf argentinischen Boden setzte, und der sie ordnet und an ihnen feilt, »ich«, bin nicht ich; zumindest bin ich nicht mehr dasselbe innere Ich. Dieses ziellose Streifen durch unser riesiges Amerika hat mich stärker verändert, als ich glaubte.

In einem beliebigen Lehrbuch der Fotografie kann man das Bild einer nächtlichen, vom Vollmond beschienenen Landschaft sehen, und der erläuternde Text dazu verrät uns das Geheimnis dieser Dunkelheit im prallen Sonnenlicht. Die Natur der Sinneseindrücke auf meiner Netzhaut aber kennt mein Leser kaum, und auch ich ahne sie nur, so daß keine Korrekturen auf der Fotoplatte vorgenommen werden dürfen, um den realen Moment zu ermitteln, in dem sie belichtet wurde. Wenn ich eine Nachtaufnahme zeige, glaubt ihr oder zerreißt sie, wie auch immer, denn wenn ihr die von meinen Notizen fotografierte Landschaft selbst nicht kennt, werdet ihr schwerlich eine andere Wahrheit erfahren, als die ich hier erzähle. Ich lasse euch jetzt mit mir allein, mit dem, der ich war...

Vorboten

Es war ein Oktobermorgen. Ich hatte die Ferien zum 17. Oktober genutzt und war nach Córdoba gefahren. Unter dem Weindach am Haus Alberto Granados tranken wir süßen Mate, sprachen über die jüngsten Begebenheiten dieses »Hundelebens« und bastelten nebenbei an der Poderosa II. Er klagte darüber, daß er seine Anstellung am Leprosorium von San Francisco de Chañar verloren hatte und über die schlechte Bezahlung im Hospital Español. Ich hatte meine Stellung ebenfalls verloren, doch im Gegensatz zu ihm war ich sehr froh darüber. Trotzdem hatte ich einigen Kummer, der mehr als mit allem anderen mit meinem träumerischen Geist zusammenhing; ich hatte die Nase voll von Medizinischer Fakultät, Krankenhäusern und Prüfungen.

In Träumereien versunken, durchquerten wir ferne Länder, kreuzten auf tropischen Meeren und bereisten ganz Asien. Und plötzlich tauchte, als sei sie Teil unserer Träume, wie nebenbei die Frage auf:

- Und wenn wir nach Nordamerika fahren?
- Nach Nordamerika? Wie denn?
- Mit der Poderosa, Mann.

So war die Reise beschlossene Sache, und zu jeder Zeit wurde sie fortgesetzt, wie sie in großen Zügen entworfen war: als Improvisation. Albertos Brüder gesellten sich zu uns, und bei einer Runde Mate wurde die unwiderrufliche Verpflichtung eines jeden besiegelt, nicht aufzugeben, bis wir am Ziel unserer Wünsche angelangten. Der Rest war stumpfsinnige Lauferei, um all die erforderlichen Genehmigungen, Bescheinigungen und Dokumente zusammenzukriegen, das heißt, die ganze Skala von Barrieren zu überwinden, die die modernen Nationen dem entgegenstellen, der reisen möchte. Um nicht unser Ansehen aufs Spiel zu setzen, vereinbarten wir, gegenüber den anderen nur von einer Fahrt nach Chile zu reden; meine wichtigste Aufgabe war, vor der Abfahrt die Prüfungen in so vielen Fächern wie möglich abzulegen, Albertos Aufgabe, das Motorrad für die große Reise auf Vordermann zu bringen und die Route zu überlegen. In diesem Moment verloren wir die ganze Tragweite unseres Unternehmens aus den Augen, wir sahen nur noch den Staub der Straße und uns auf dem kilometerfressenden Motorrad, auf der Flucht nach Norden.

Die Entdeckung des Ozeans

Der Vollmond zeichnet sich klar über dem Meer ab und bedeckt die Wellen mit silbernem Glitzern. Wir sitzen auf einer Düne und sehen dem Auf und Ab mit unterschiedlichen Gefühlen zu: Für mich war das Meer stets ein Vertrauter, ein Freund, der alles in sich aufnimmt, was man ihm erzählt, ohne jemals das anvertraute Geheimnis preiszugeben, und der den besten aller Ratschläge erteilt: ein Rauschen, dessen Bedeutung jeder auslegt, wie er es vermag; für Alberto ist es ein neu-

artiges Schauspiel, das in ihm eine seltsame Unruhe auslöst; ihr Widerschein ist in seinem aufmerksamen Blick wahrzunehmen, mit dem er das Aufsteigen und Vergehen jeder Welle am Strand verfolgt. Mit seinen fast dreißig Jahren sieht Alberto zum ersten Mal den Atlantischen Ozean, und er spürt in diesem Moment die Tragweite dieser Entdeckung, die ihm unermessliche Wege hin zu allen Punkten des Erdballs eröffnet. Der frische Wind füllt die Sinne mit Meeresluft, alles, was er streift, verwandelt sich, sogar Come-back reckt sein komisches Schnäuzchen und sieht dem silbernen Band zu, das sich in jeder Minute mehrmals vor seinen Augen entrollt. Come-back ist ein Symbol und ein Überlebender – Symbol der Bande, die nach meiner Rückkehr verlangen, und Überlebender eigenen Mißgeschicks: zwei Stürze vom Motorrad, auf dem er eingesperrt in seiner Tasche mitfuhr, der Tritt eines Pferdes, das ihn malträtierte, und ein hartnäckiger Durchfall.

Wir sind in Villa Gesell im Norden von Mar del Plata, im Haus eines Onkels, der uns Gastfreundschaft gewährt, und wir ziehen Bilanz über die ersten 1200 zurückgelegten Kilometer, die leichtesten, die uns aber dennoch schon Respekt vor der Entfernung einflößen. Wir wissen nicht, ob wir unser Ziel erreichen werden oder nicht, aber es sieht ganz so aus, als wenn uns ein hartes Stück Arbeit bevorsteht. Alberto lacht über die Reisepläne, die er bis ins Detail minutiös ausgearbeitet hatte und denen zufolge wir unserem Reiseziel schon nahe sein müßten, wo wir doch in Wirklichkeit gerade erst losgefahren sind.

Wir verließen Gesell mit einem ordentlichen Vorrat an Gemüse und Fleischkonserven, die mein Onkel »gestiftet« hatte. Er sagte uns, wir sollten ihm, sobald wir in Bariloche ankämen, telegraphieren; daß er die Nummer des Telegramms beim Lotto spielen wollte, schien uns aber doch übertrieben. Andere meinten, das Motorrad sei eine gute Gelegenheit, um footing zu machen; trotzdem sind wir fest entschlossen, das Gegenteil zu beweisen. Auch wenn wir nicht frei sind von einer

natürlichen Besorgnis – wir verlieren über unser gegenseitiges Vertrauen kein Wort.

Auf der Küstenstraße stellt Come-back wieder einmal seinen Hang zum Flieger unter Beweis und bleibt erneut trotz des Aufpralls unverletzt. Das Motorrad, dessen Gepäckträger hinter seinem Schwerpunkt liegt, gerät mit der darauf befestigten Last leicht außer Kontrolle; bei der geringsten Unachtsamkeit bäumt es sich mit dem Vorderrad auf und wirft uns im weiten Bogen ab. In einer Fleischerei, an der wir vorbeikommen, kaufen wir ein bißchen Fleisch zum Braten und Milch für den Hund. Der kostet sie nicht einmal; das Tierchen beginnt mir Sorgen zu machen, mehr als leidende Kreatur denn wegen der 70 »Mäuse«, die man mir abgeknöpft hat. Der Braten erweist sich als Pferdefleisch, das so süß ist, daß wir es nicht essen können. Enttäuscht werfe ich ein Stück davon auf die Erde, da stürzt sich der Hund darauf und hat es im Handumdrehen aufgefressen; erstaunt werfe ich ihm noch ein Stück hin, und die Geschichte wiederholt sich. Die Milchdiät wird aufgehoben. Unter den Begeisterungsstürmen der Bewunderer Come-backs beginnt für mich hier in Miramar ein ...

Amouröses Zwischenspiel

Eigentlich ist es nicht Anliegen dieser Notizen, von den Tagen in Miramar zu erzählen, wo Come-back ein neues Zuhause fand, zu dem auch eine Person gehörte, der sein absichtsvoller Name galt, und wo die Reise unentschlossen in einem stillen Wasser verharrte und alles dem Wort unterworfen war, das ich gegeben hatte und an das ich mich gebunden hatte.

Alberto erkannte die Gefahr und sah sich schon allein auf den Straßen Amerikas, doch er sagte kein lautes Wort. Der Kampf fand zwischen ihr und mir statt. Einen Moment lang klangen in

meinen Ohren die Verse Otero Silvas, triumphierend, wie ich glaubte, als ich aufbrach:

Ich lauschte im Boot dem Plätschern
der nackten Füße
und ahnte die Gesichter, Nacht geworden vor Hunger.
Mein Herz war ein Pendel zwischen ihr und der Straße.
Ich weiß nicht, mit welcher Kraft ich mich von ihren Augen
losriß,
mich aus ihren Armen befreite.
Sie blieb, verhängte ihre Angst mit Tränenwolken
hinter dem Regen und der Fensterscheibe,
unfähig aber zu schreien: Warte auf mich,
ich gehe mit dir!

Später bezweifelte ich, daß das Holzstück ein Recht hat zu sagen: »Ich habe gesiegt«, wenn die Brandung es an den Strand wirft, an den es wollte. Doch das war später. Später interessiert die Gegenwart nicht. Die geplanten zwei Tage dehnten sich wie Gummi, bis es acht waren, und mit dem bittersüßen Geschmack des Abschieds, der sich mit meinem chronischen Halitus vermengte, spürte ich, wie mich die Winde des Abenteuers endgültig in Welten trugen, die mir seltsamer vorkamen, als sie waren, mit Situationen, die ich mir viel normaler vorgestellt hatte, als die sie sich erwiesen.

Ich erinnere mich noch an einen Tag, an dem sich das Meer, mein Freund, entschloß, zu meiner Verteidigung anzutreten und mich der Vorhölle zu entreißen, in der ich gefangen war. Der Strand war menschenleer, und von See wehte ein kühler Wind. Mein Kopf lag in dem Schoß, der mich an diesen Ort band. Das ganze Universum wallte im Rhythmus meiner inneren Stimme, gewiegt von allem, was mich umgab. Plötzlich trug eine mächtige Bö deutlich vernehmbar die Stimme des Meeres zu mir: Erschrocken hob ich den Kopf, doch es war

nichts, nur ein falscher Alarm; ich legte meine Träume zurück in den zärtlichen Schoß, als ich von neuem die Warnung des Meeres vernahm. Mit seiner gewaltigen Kraft hämmerte es gegen meine Festung und drohte mit seiner beeindruckenden Gelassenheit. Uns wurde kalt, und wir gingen landeinwärts, entflohen der beunruhigenden Gegenwart, die mich nicht fortlassen wollte. Auf einem kurzen Strandabschnitt tänzelte das Meer, unbeirrt von seinem ewigen Gesetz, und dort entsprang der beunruhigende Vorwurf, die empörte Warnung. Doch ein verliebter Mann (Alberto gebrauchte ein deftigeres und weniger literarisches Epitheton), ist nicht in der Lage, Rufe dieser Art zu hören; im riesigen Bauch des Buick lebte meine auf bourgeois Fundamenten ruhende Welt fort.

Punkt eins der zehn Gebote eines guten Tramps lautet:

Ein Raid hat zwei Punkte. Der Punkt, wo er beginnt, und der Punkt, wo er endet; wenn du die Absicht hast, den zweiten, theoretischen Punkt mit dem realen zusammenfallen zu lassen, sei unbesorgt wegen der Mittel (da der Raid ein virtueller Raum ist, der aufhört, wo er aufhört, gibt es so viele Mittel wie Möglichkeiten, ihn zu beenden, das heißt, es gibt unendlich viele Mittel).

Mir fiel Albertos Empfehlung ein: »Das Armband, oder du bist nicht, der du bist.«

Ihre Hände verloren sich in meinen.

– Chichina, dieses Armband . . . wie wäre es, wenn es mich auf der ganzen Reise als Führer und zur Erinnerung begleitet?

Die Arme! Ich weiß, daß es ihr nicht um das Gold leid tat, egal, was man sagt: Ihre Finger suchten die Zuneigung zu ertasten, die mich leitete, nach dem Edelmetall zu verlangen. Zumaldest denke ich das anständigerweise so. Alberto sagt (mit einer gewissen Bosheit, wie mir scheint), daß man keine besonders empfindlichen Finger braucht, um die Dichte 29 meiner Liebe zu ertasten.

Bis die letzten Taue gekappt sind

Unsere nächste Etappe war Necochea, wo ein alter Freund Albertos seinen Beruf ausübte, eine Etappe, die wir ohne Schwierigkeiten an einem Vormittag bewältigten. Wir trafen gerade rechtzeitig zum Beefsteak ein und wurden von dem Kollegen herzlich, von seiner Frau, die in unserem unentschuldbaren Bohemeleben eine Gefahr witterte, weniger herzlich empfangen.

– Ihnen fehlt ein Jahr, um Ihr Studium abzuschließen, und Sie fahren weg? Und wissen noch nicht, wann Sie zurückkommen? Aber warum nur?

Und das Ausbleiben einer stichhaltigen Antwort auf diese entsetzte Frage nach einem Leben, das sie sich in den düstersten Farben ausmalte, ließen ihr die Haare zu Berge stehen. Sie behandelte uns stets höflich, doch man ahnte die feindseligen Gefühle, die sie für uns hegte, obwohl sie wußte (ich denke schon, daß sie es wußte), daß der Sieg ihr gehörte, daß es für ihren Mann keine Möglichkeit gab, »schwach zu werden«.

In Mar del Plata hatten wir einen Arzt besucht, einen Freund von Alberto, der der Partei beigetreten war, mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen; dieser andere nun blieb seiner, der Radikalen Partei treu, und trotzdem stand uns der eine so fern wie der andere. Der Radicalismo, der für mich als politische Position nie von Bedeutung gewesen war, verlor auch für Alberto, der eine Zeitlang mit einigen Radikalen, die er achtete, befreundet war, jegliche Wichtigkeit. Als wir uns für die drei Tage sorgenfreies Leben, das uns das befreundete Ehepaar ermöglicht hatte, bedankten, wieder auf das Motorrad stiegen und nach Bahía Blanca weiterfuhren, fühlten wir uns ein klein wenig einsamer und sehr viel freier. Auch dort wurden wir noch von Freunden erwartet, diesmal welchen von mir, die uns ebenfalls mit aufrichtiger und herzlicher Gastfreundschaft empfingen.

Wir verbrachten mehrere Tage in der Hafenstadt im Süden, reparierten das Motorrad und streiften durch die Stadt. Es waren die letzten Tage finanzieller Unbeschwertheit. Wir mußten uns streng an den Speiseplan mit gebratenem Fleisch, Polenta und Brot halten, um unseren völligen finanziellen Ruin etwas hinauszögern. Das Brot hatte den Beigeschmack einer Warnung: »Bald schon wirst du dir alle zehn Finger nach mir lecken, Alter.« Und wir verschlangen es mit doppeltem Genuß, wie die Kamele wollten wir uns einen Vorrat für die kommende Wegstrecke zulegen.

Am Abend vor unserer Weiterfahrt machte sich bei mir eine Grippe mit ziemlich hohem Fieber bemerkbar, und so mußten wir einen Tag länger in Bahía Blanca bleiben. Schließlich brachten wir um drei Uhr nachmittags auf, unter einer bleiernen Sonne, die noch drückender wurde, als wir die Sanddünen von Médanos* erreichten. Das Motorrad geriet mit seinem schlecht ausbalancierten Gewicht schnell außer Kontrolle und kam immer wieder ins Rutschen. Alberto lieferte sich mit den Sandmassen ein hartnäckiges Duell, aus dem er, wie er meinte, als Sieger hervorging. Fest steht, daß wir uns sechsmal gemütlich in den Sand legten, bevor wir auf der glatten Strecke weiterfuhren. Natürlich brachten wir sie hinter uns, und das ist das wichtigste Argument, das mein Kompagnon ins Feld führen kann, um seinen Sieg über Médanos glaubhaft zu machen.

Danach übernahm ich das Kommando und gab Gas, um die verlorene Zeit gutzumachen; ein feiner Sand bedeckte einen Teil der Kurve, und, um es kurz zu machen: Es war der schwerste Sturz, den wir während der gesamten Tour erlebten. Alberto überstand ihn unversehrt, mir aber klemmte der Zylinder einen Fuß ein, versengte ihn dabei ein bißchen und hinterließ für lange Zeit, weil die Wunde nicht verheilte, eine unliebsame Erinnerung.

* Zu Bahía Blanca gehörendes Dorf. (Anm. d. Hrsg.)